

BRIT CRIME

dot:
books

**LAURA
WILSON**

ROMAN

**KEHRE
NICHT
ZURÜCK**



Über dieses Buch:

Sie war noch ein Kind, als ihre Mutter entführt wurde – jetzt muss sie endlich herausfinden, was damals wirklich geschah ... Dodies Mutter, die Millionärin Susan Blackstock, ist vor zwanzig Jahren verschwunden und für tot erklärt worden. Dodie hat schweren Herzens ihren Frieden damit gemacht – bis nun, viele Jahre später, die Leiche ihrer Mutter gefunden wird: Sie wurde ermordet, und zwar erst vor wenigen Tagen! Fassungslos versucht Dodie, den Leidensweg der Mutter nachzuvollziehen: War die Entführung nur inszeniert – aber mit wem, und warum hat Susan nie Kontakt zu ihrer Tochter aufgenommen? Je mehr Dodie herausfindet, desto deutlicher wird, dass ihre Familie ein dunkles Geheimnis verbirgt – und umso mehr gerät sie ins Visier des Mörders ...

»Ein exzellenter Roman! Ich habe schon lange kein so bewegendes Buch mehr gelesen.« Bestsellerautorin Frances Fyfield

Über die Autorin:

Laura Wilson kommt aus London und studierte englische Literaturwissenschaft am Somerville College in Oxford und an der UCL in London. Heute lebt sie in Islington, London, ist als Krimi-Rezensentin für den Guardian tätig und lehrt Kreatives Schreiben an der City University. Für ihren Thriller »Wenn die Nacht kommt« gewann sie in Frankreich den Prix Polar Europeen. Ihre Thriller erreichen regelmäßig die Shortlists bekannter Literaturpreise.

Bei dotbooks erscheinen von Laura Wilson die Thriller »Blinder Gehorsam«, »Wo die Wahrheit ruht«, »Ein reines Herz«, »Wenn die Nacht kommt« und »Vermissten wird dich niemand«.

eBook-Neuausgabe Januar 2021

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2000 unter dem Originaltitel »Dying Voices« bei Orion, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 2000 unter dem Titel »Weg in die Nacht« bei Goldmann.

Copyright © der englischen Originalausgabe 2000 by Laura Wilson

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2000 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/Zoran Krstic, Drama Film

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ae)

ISBN 978-3-96655-145-8

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern

Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat - unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Kehre nicht zurück« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Laura Wilson
Kehre nicht zurück

Thriller

Aus dem Englischen von Caroline Einhäupl

dotbooks.

*Für Michael,
den Helden dieses Buches,
und das in mehrfacher Hinsicht*

Prolog

Es geschah, als ich auf dem Weg zur Arbeit war. Es war ein ganz gewöhnlicher Tag. Ich ging die Straße entlang, und alles war wie immer. Ich dachte an nichts Besonderes, nur an Entscheidungen und Termine und was ich als Erstes erledigen musste, als ich plötzlich die Stimme einer Frau hörte: »Ich liebe dich, Dodie.« Das ist meine Mutter, dachte ich. Ganz beiläufig. Das ist meine Mutter, die mir sagt, dass sie mich liebt.

Ich blieb stehen. Ich weiß nicht mehr, ob ich mich tatsächlich umdrehte oder nicht, aber ich sah - nein, ich sah es nicht, ich spürte es irgendwie ... Es hat keinen Sinn, ich kann es nicht genau beschreiben, aber ich hatte dieses ungeheuer starke Gefühl - nein, mehr als das, ich *wusste* es. Sie war neben mir. Eine schöne, junge Frau stand da und lächelte. »Oh, Dodie«, sagte sie, »ich habe dich wirklich lieb.« Es war ein wundervolles Gefühl. Glückliche, stolz, erhaben ... Ich sagte: »Ich hab dich auch lieb.«

Dann klickte es sozusagen in meinem Kopf, und alles war wieder beim Alten. Ich dachte, das kann nicht passiert sein. Ich glaube nicht an Gespenster, und meine Mutter lebt nicht mehr. Sie ist seit zwanzig Jahren tot. Sie wurde entführt, als ich acht Jahre alt war, und ihre Leiche wurde nie gefunden.

Kapitel 1

Mein Name ist Dodie Blackstock. Na ja, eigentlich heiße ich Dorothy, aber den Namen verabscheue ich. Und ja, *die* Blackstocks. Wolf Blackstock war mein Vater. Ich bin diejenige, die das ganze Geld geerbt hat. Meine Mutter war seine dritte Frau. Die, die entführt wurde.

Ich hasse es, den Leuten davon zu erzählen. Manchmal – nein, oft – lüge ich. Denn wenn sie mich fragen, ob ich mit ihm verwandt bin, erwarten sie, dass ich in etwa antworte: »Nein, aber ich wünschte, ich hätte sein Geld«, und dann können wir über die Entführung reden und wie seltsam es ist, dass ihre Leiche nie gefunden wurde, und das bringt uns auf den Sommer 1976 und darauf, wie heiß es damals war. Wenn Sie ungefähr so alt sind wie ich – ich bin neunundzwanzig –, weiß ich jetzt schon, dass es die schönsten Sommerferien während Ihrer ganzen Schulzeit waren und Sie jeden Tag im Schwimmbad waren und abends mit dem Gefühl nach Hause kamen, als wäre die Sonne in Ihnen drin.

Wenn ich die Wahrheit sage, bereue ich es gewöhnlich sofort. Denn wenn ich jemandem erzähle, dass Wolf Blackstock mein Vater war und meine Mutter von ihren Entführern umgebracht wurde, kann ich gleich dazusagen: »Ach und übrigens, ich hab 'nen ziemlichen Knall«, denn was anderes können sich die Leute gar nicht vorstellen. Ich habe schon alle möglichen Reaktionen erlebt, von völligem Unglauben bis hin zu einem Grad von Mitleid, wo sich die Leute meinetwegen beinahe umbringen wollten, obwohl sie mich erst seit fünf Minuten kannten. Aber die schlimmsten sind die netten Leute, die, die einfach sagen: »Mein Gott,

das muss ja schrecklich gewesen sein.« Ich antworte einfach: »Na ja, schon ...«, und wechsle das Thema, aber ich fühle mich immer unwohl. Als hätten die Leute ein schlechtes Gewissen, weil sie gefragt oder einen Witz darüber gemacht haben. Und natürlich, weil sie fasziniert von dem Geld sind.

Die Leute haben immer wieder gefragt. Eine Weile habe ich mir überlegt, ob ich nicht Flugblätter mit meiner Lebensgeschichte verteilen sollte, um Zeit zu sparen: Vater reich, Mutter entführt, Leiche wurde nie gefunden; Universitätsstudium. Ich arbeite tatsächlich, um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, anstatt meine eigene Bademode zu entwerfen oder in Galerien herumzubreiten oder was auch immer für reiche Mädchen als Job durchgeht. Wie auch immer, die Idee mit den Flugblättern trat ein wenig in den Hintergrund, weil die Leute jünger wurden – natürlich nicht wirklich, aber Sie wissen schon, was ich meine – und sich nicht mehr erinnern, weil sie entweder zu dem Zeitpunkt noch nicht auf der Weh waren oder noch nicht Zeitung lesen konnten. Doch letztes Jahr, als mein Vater starb, wurde in den Nachrufen und Illustrierten und einer Fernsehsendung alles wieder aufgerührt, und jetzt ist die Geschichte wieder in aller Munde.

Ich war acht, als Mum entführt wurde. Im Januar 1976. Die Entführer wollten zehn Millionen Pfund, aber mein Vater weigerte sich zu bezahlen. Sie gingen auf neun Millionen runter, dann, drei Monate später, auf acht, dann auf sieben und schließlich, zwei Monate nach diesem Angebot, wollten sie noch sechs Millionen. Da war er zum ersten Mal zu Verhandlungen bereit. Sie kennen doch diese Nachrichtenvideos, die jedes Jahr rauskommen? Nun, wenn Sie sich das von 1976 anschauen, können Sie sehen, was passiert ist. Es kommt im Juni, nach dem Teil über den

Kabeljau-Krieg. Man sieht einen Mann mit struppigen Koteletten und einem bügelfreien Hemd mit einem langen, spitzen Kragen, der vor einem Busch im Gras hockt. Die Kamera wackelt ein wenig, und manchmal kommt hinter ihm ein Stück von einem Strohdach ins Bild.

»Um zehn Uhr heute Abend stürmte bewaffnete Polizei das Haus, in dem man die Bande vermutete, die Susan Blackstock, Frau des Multimillionärs und Immobilienhais Wolf Blackstock, gefangen hält, die im Januar dieses Jahres aus ihrem Auto entführt worden war. Mr. Blackstock, einer der reichsten Männer Großbritanniens, wurde aufgefordert, zehn Millionen Pfund zu bezahlen, wenn er seine Frau lebend wieder sehen will. Die Entführer, denen politische Motive unterstellt werden, haben bis jetzt kein Geld erhalten. In einer geheimen Operation kreisten Scharfschützen das abgelegene Häuschen in Suffolk ein, doch als sie sich dem Gebäude näherten, schossen die Entführer auf sie. Die Polizei erwiderte das Feuer, und in dem folgenden Schusswechsel wurden zwei Polizisten verwundet und ein Mann getötet, der für den Anführer der Gruppe gehalten wurde. Einer der Beamten, P C. Timothy Corrigan, erlag seinen Verletzungen im Krankenhaus. Susan Blackstock war nicht in dem Haus, und bis jetzt wurde keine Spur von ihr gefunden.«

Dann berichtet eine Stimme aus dem Off, dass das dritte Mitglied der Gruppe in einem Haus in Cricklewood verhaftet wurde, wo man Frauenkleider entdeckt hat, aber dass die Leiche meiner Mutter trotz einer landesweiten Suche nie aufgetaucht ist. Darauf folgt ein Bericht über die schlimmsten Verkehrsstaus auf dem Weg an die britische Küste und über Dennis Howell, der der »Minister der Trockenheit« genannt wurde.

Danach muss die Hälfte aller Journalisten des Landes in dieses Dorf in Suffolk gefahren sein. Einer der Dorfbewohner erzählte, es sei wie in dem Film *Zwei rechnen ab* gewesen, und eine Frau berichtete, sie habe die Polizei gerufen, als sie die Schüsse hörte, doch der Sergeant habe gesagt, sie solle sich keine Sorgen machen, es wäre die Polizei, die da schießt. Die andere Hälfte der Journalisten kampierte auf unserer Schwelle, jedenfalls sah es so aus. Wir waren in Camoys Hall. Das war das Landhaus meines Vaters, wo er sich meistens aufhielt und wo ich wohnte, wenn ich nicht im Internat war. Vor dem Haus gibt es ein großzügiges, mit Kies bedecktes Rondell, das noch aus der Zeit stammt, als das Haus gebaut wurde, damit die Kutschen nicht wenden mussten. Ich weiß noch, dass ich aus einem Fenster im oberen Stockwerk darauf hinunterblickte und keinen einzigen Kieselstein mehr sehen konnte, nur die Köpfe der Journalisten. Ich habe hinuntergespuckt, aber niemand hat hochgeschaut.

Offen gesagt, es wäre ein Kinderspiel gewesen, Mum aus Camoys Hall zu entführen, aber sie wurde in London aus ihrem Auto entführt. Mein Vater wollte keine Hunde oder Wachleute, er sagte, er wolle doch nicht Gefangener im eigenen Haus sein, also gab es ganz gewöhnliche Gatter an der Einfahrt statt elektrischer Tore. Es gab zwar ein Schild, auf dem PRIVATBESITZ stand, aber normalerweise waren die Tore offen, und jeder konnte hindurchfahren. Diese Journalisten müssen gedacht haben, sie wären im Himmel. Nur dass mein Vater sich weigerte, mit ihnen zu reden, und sie warteten drei volle Wochen lang tagtäglich umsonst vor dem Haus, während die Suche nach Mums Leiche fort dauerte. Die Journalisten hatten die volle Ausrüstung herangeschafft, Lastwagen, Scheinwerfer, alles. Am Ende gab es sogar Decken und Liegestühle. Die meisten Männer trugen Sonnenhüte, und einige Frauen lagen auf dem verbrannten Rasen vor dem Haus mit hochgerollten T-Shirts in der Sonne. Eine Zeitung veröffentlichte ein Bild

von ihnen, wie sie um ein Picknick herumsitzen und Karten spielen. Als sie endlich gingen, verließen Joan, unsere Haushälterin – eigentlich war sie ein bisschen mehr als das, aber darauf komme ich später noch –, und ich auf Zehenspitzen das Haus, um uns umzusehen, und der Garten sah aus wie nach einer Gartenparty. Allerdings nicht wie, nach einer im Buckingham Palace. Im folgenden Frühling schnitt unser Koch einen Kohlkopf aus dem Küchengarten auf und fand ein benutztes Kondom darin.

Ich habe ein Foto von der Pressekonferenz, die mein Vater gab. Wir stehen alle vor dem Säulenportal in Camoys Hall. Mein Vater steht vorne, mit Angela, seiner Geliebten – sie war sozusagen pensioniert worden, als er Mum heiratete, aber sie wohnte noch in Camoys Hall –, und dahinter Des, Irene des Voeux, Joan und ich. Irene des Voeux war die Frau, die meine Mutter übers Wochenende besuchen wollte, als sie gekidnappt wurde. Des ist Desmond Haigh-Wood. Er ist inzwischen pensioniert, aber damals war er der Finanzdirektor in der Firma meines Vaters und wahrscheinlich so etwas wie ein Freund. Er hatte seine eigene Suite in Camoys Hall, weil er so oft dort war. Des war immer nett zu mir. Ich weiß noch, wie ich geübt habe, »Dodie Haigh-Wood« zu schreiben, und mir wünschte, dass er mein Vater wäre.

Ich glaube, das Foto muss direkt nach der offiziellen Aufnahme entstanden sein. Keiner schaut mehr in die Kamera, jeder redet mit seinem Nachbarn, und ich soll offensichtlich gar nicht dort sein – die Männer tragen Anzüge, aber ich habe Shorts und ein T-Shirt an, und Joan hält mich am Oberarm fest und versucht, mich ins Haus zu bugsieren. Man kann gerade noch mein Schielen hinter der Brille erkennen, die völlig schief auf meiner Nase sitzt, und meine Haare sind total strubbelig – ganz was Neues –, es sieht aus, als wäre Joan meinen Fransen mit ihrer Nagelschere zu Leibe gerückt.

Da hat die Polizei noch nach meiner Mutter gesucht. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie tot war. Ich war sicher, sie würden sie finden. Ich dachte, es würde ihr bestimmt gelingen wegzulaufen, und dann würde sie mich holen, und wir würden irgendwo hingehen, wo es schön war und wo wir zusammen leben konnten. Ich war fest davon überzeugt, dass sie mich nicht mit meinem Vater allein lassen würde. Drei Jahre lang habe ich das geglaubt und auch danach noch phasenweise, bis ich fünfzehn war. Ich konnte es niemandem erzählen. Ich wusste, dass alle verständnisvoll sein würden, aber auch mitleidig, weil sie selbst nicht daran glaubten, dass sie zurückkommen würde. Mit Angela redete ich sowieso nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ, und der Gedanke daran, mit Joan darüber zu sprechen, war sogar noch schlimmer, weil ich sie mochte. Wahrscheinlich hätte ich mit Des sprechen können, aber ich hatte Angst, dass er dasselbe wie die anderen sagen würde, und dann hätte ich ihn nicht mehr lieb haben können. Und mit meinem Vater redete ich eigentlich gar nicht. Ich meine, ich konnte nicht einfach in sein Arbeitszimmer platzen, es sei denn, er ließ mich rufen. Niemand tat das, nicht einmal Des.

Schließlich musste Mum offiziell für tot erklärt werden. Ihre Leiche wurde nie gefunden. Bis gestern Abend, heißt das. Dem 14. Juni 1996. Man fand die Leiche auf einem Grundstück in Hackney, wo Wohnblocks abgerissen wurden.

Sie war noch keine achtundvierzig Stunden tot.

Kapitel 2

Des hat mir einmal eine Geschichte über Soldaten im Zweiten Weltkrieg erzählt. Sie kämpfen in Malaya oder sonst wo, und ihr Kommandant - ein Mann, der nicht unbedingt für sein Taktgefühl berühmt ist -, bekommt ein Telegramm, in dem steht, dass die Mutter eines Soldaten gestorben ist. Er lässt antreten und sagt: »Alle Männer, die noch eine Mutter haben, einen Schritt vortreten - wo wollen Sie denn hin, Smith?« Der Polizist, der mir das mit meiner Mutter mitteilte, war so ähnlich. Ich erklärte ihm, dass meine Mutter schon tot sei, und er sagte: »Sie sind doch Dorothy Jane Blackstock, oder?« Als ich bejahte, sagte er: »Nun, dann haben Sie absolut Recht, Ihre Mutter ist gestern gestorben. Wir haben gerade ihre Leiche gefunden.« Dann fragte er mich, ob ich »sie sehen wollte«, und meinte natürlich, ob ich bitte mit ins Leichenschauhaus kommen würde, um sie zu identifizieren.

Im Auto wartete ein zweiter Polizist. Beide wirkten noch nicht mal alt genug zum Rasieren, sie konnten sich also bestimmt nicht an die Entführung erinnern, und es war offensichtlich, dass ihnen niemand davon erzählt hatte, oder vielleicht dachten sie auch, es täte nichts zur Sache. Da lag diese Frau im Leichenschauhaus auf der Bahre, mit einem Tuch zugedeckt, und sie behaupteten, das sei meine Mutter. Ich sah mich nach jemandem um, der vielleicht älter war, jemand, der sich daran erinnerte, was damals geschehen war, ein Arzt oder irgendjemand, mit dem ich reden konnte.

Dann kam jemand in einem weißen Kittel und zog das Tuch ein wenig zurück, und einer der Polizisten fragte:

»Erkennen Sie sie?«

Ich sagte: »Tut mir Leid, nein.«

»Wollen Sie sagen, das ist nicht Ihre Mutter?«

»Ich weiß es nicht. Tut mir Leid.« Woher sollte ich es wissen? Sie kam mir ein bisschen bekannt vor, aber selbst wenn ich dasselbe Gesicht in einer Menschenmenge gesehen hätte, lebendig – denn sie war nicht verstümmelt oder so was –, hätte ich nicht laut gerufen: »Das ist meine Mutter!« Mein Bild von meiner Mutter – der schönen, jungen Frau, deren Stimme ich noch vor zwei Tagen so deutlich zu hören glaubte –, und diese Frau passten einfach nicht zusammen. Das Gesicht dieser Frau sah einfach so ... nichts sagend aus. Eben *tot*, wahrscheinlich.

Ich sagte: »Ich habe sie seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Ich kann nicht sagen, ob sie es ist.« Einer der beiden Polizisten warf mir einen seltsamen Blick zu, aber sie deckten sie wieder zu. Als wir draußen waren, fragte ich: »Warum glauben Sie, dass das meine Mutter ist?«, und sie sagten, dass sie ein Adressbuch bei sich hatte, in dem ihr Name stand: Susan Carrington. Dann fragte ich sie, wie sie mich gefunden hätten, und sie erklärten, dass mein Name in dem Adressbuch stand. Unter der Rubrik, wo man reinschreibt, wen man in einem Notfall benachrichtigen soll, hätte mein Name gestanden. Sie hatte »Tochter« daneben geschrieben. Deswegen nannten sie mich die ganze Zeit *Mrs. Blackstock* – sie dachten, ich wäre verheiratet und Blackstock der Name meines Mannes.

Sie brachten mich in ein kleines Büro mit Aktenschränken und einem ekligen grauen Teppich. Ich schaute nach einem Namen an der Tür, um zu wissen, woran ich war, aber ich fand keinen. Einer der beiden fragte mich: »Sind Sie schon sehr früh von zu Hause weggegangen?« Ich sagte: »Nein, so war es nicht.« Wahrscheinlich hätte ich es erklären müssen, aber das war mir zu dumm. Ich war sauer, weil sie nicht Bescheid wussten, obwohl sie es eigentlich müssten. Ich meine, sie

müssen doch Computer oder Akten oder irgendwas haben, wo sie nachsehen können - warum sollte ich ihre Arbeit tun? Und wenn es Mum *war*, warum haben sie dann nicht 1976 ihre Arbeit getan und sie gefunden, als sie noch am Leben war? Ich war nicht nur sauer, ich konnte es einfach nicht ertragen, dass sie noch einmal all diese dummen, kranken Fragen stellten und ... ich weiß auch nicht, auf allem herumtrampelten. Ich wollte nur noch nach Hause.

Ich wollte gerade fragen, ob ich gehen könne, als ein älterer Mann den Kopf zur Tür hereinsteckte und einen der beiden uniformierten Beamten auf den Flur winkte. Ich hörte sie reden - obwohl ich nicht verstand, worum es ging -, dann schaute der ältere Mann wieder herein und wies den anderen Beamten an, mir eine Tasse Tee zu holen.

»Die werden auch immer jünger, nicht wahr?« Er kam herein, setzte sich und stellte sich als Inspector Halstead vor - ich glaube, die anderen hatten sich gar nicht vorgestellt, oder ich habe es vergessen. Er sagte: »Das muss ein schrecklicher Schock für Sie gewesen sein. Miss Draycott hat offensichtlich nicht mit Ihnen gesprochen.«

Ich wollte gerade fragen, wer Miss Draycott war, aber dann fiel mir ein, dass er Joan meinte. Sie lebt immer noch in Camoys Hall.

»Sie haben mit ihr gesprochen?«

»In Miss Carringtons Adressbuch stand bei Ihrem Namen auch die Adresse in Cambridgeshire. Ich habe mit Miss Draycott telefoniert, und sie sagte mir, wo ich Sie finden kann.«

»Wann war das?«

»Heute Morgen. Sie sagte, sie würde Sie sofort anrufen. Sie wollte es Ihnen selbst sagen.«

»Nun, das hat sie nicht getan. Ich war die ganze Zeit zu Hause, bis Ihre Leute kamen.«

Er saß mir gegenüber, die Beine ordentlich unter dem Tisch. Der Uniformierte, der mich gefragt hatte, ob ich von zu Hause weggelaufen war, hatte seinen Hintern auf der

Tischkante geparkt, als nähme er nur so lange mit mir vorlieb, bis jemand Interessanteres daherkam.

»Wissen Sie Bescheid?«, fragte ich.

»Sie meinen, über die Entführung? Ja.«

»Die anderen nicht. Sie hatten keine Ahnung. Warum sind Sie so sicher, dass sie es ist? Könnte es nicht auch eine Art Falschmeldung sein?« Ich weiß nicht, was ich mir darunter vorstellte-wahrscheinlich, dass jemand nur behauptete, meine Mutter zu sein, wie diese Frau in Amerika, die behauptete, die Tochter des Zaren zu sein. Die Frau im Leichenschauhaus hatte rote Haare, aber sie waren dunkler als Mums, und die Haare färben kann sich schließlich jeder. Ich wusste nicht, ob ich wollte, dass die Frau Mum war, aber ich wollte auf keinen Fall, dass es Minnie Bloggs war, die man gerade erst aus der Irrenanstalt entlassen hatte und die rumlief und jedem erzählte, sie sei Susan Carrington.

»Nun, wir sind uns nicht sicher. Wir glauben, dass sie obdachlos gewesen sein könnte. Zwei Obdachlosenheime haben den Namen und die Beschreibung erkannt, wussten allerdings nicht viel über sie. Beide beschrieben sie als ruhig - keine große Rednerin. Sie glaubten nicht, dass sie jemand Besonderes war. Sie ist nicht rumgelaufen und hat erzählt, sie sei entführt worden - und es gibt ein Menge Leute dort, die so was erzählen, eine mehr fällt da gar nicht auf.«

»Die Leute behaupten, entführt worden zu sein?«

»Sie wissen schon, von Außerirdischen oder so. Die Verrückten.«

»Haben sie gesagt, dass sie verrückt war?«

»Um Himmels willen, nein. Überhaupt nicht. Tut mir Leid, so habe ich das nicht gemeint.«

»Nein, nein, schon okay. Können wir ... einen Moment still sein? Ich muss nachdenken.«

Er ging zu einem der Aktenschränke und zupfte an einer sterbenden Grünlilie, während ich dasaß und versuchte,

das alles zu begreifen. Erinnern Sie sich an die Zauberzeichner? Man dreht an den Knöpfen und versucht, ein Haus oder irgendwas zu zeichnen, und bringt nur einen Haufen gezackter Linien zu Stande. So ging es mir jetzt – nichts passte zusammen oder ergab irgendeinen Sinn. Wenn es meine Mutter war, war sie obdachlos gewesen. Ich hätte auf der Straße an ihr vorbeilaufen können, ohne sie zu erkennen. Sie hätte mich um Geld bitten können, und ich hätte es ihr nicht gegeben.

»Wissen die Leute in den Obdachlosenheimen, für wen Sie sie halten? Könnten sie es der Presse erzählen? Ich meine, die Zeitungen müssen doch nichts erfahren, wenn es eine Frau war, die nur *dachte*, sie wäre meine Mutter.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Dort ist man an solche Dinge gewöhnt. So was geschieht oft. Für die war sie eine ganz normale Kundin.«

»Aber wenn sie es ist, muss man es der Presse mitteilen, oder?« Oh Gott, warum habe ich überhaupt gefragt? Es würde ein Festtag für die Journalisten werden. Das wussten wir beide.

»Ja, wir müssen die Information weitergeben. Da ist noch etwas: Sie hatte zwei Plastiktüten mit Kleidern bei sich. In einer waren ein paar Fotos. Wollen Sie sie sehen?«

Ich wollte nicht, aber ich musste wohl.

Inspector Halstead verließ den Raum und kam mit drei sehr kleinen, durchsichtigen Plastikhüllen zurück, in jeder steckte ein Foto. Er legte sie in einer Reihe verkehrt herum vor mir auf den Tisch. Ich wollte sie nicht umdrehen. Nachdem Inspector Halstead gesagt hatte, dass sie obdachlos gewesen war, wollte ich nicht, dass sie es ist. Plötzlich wollte ich nur noch nach Hause und das alles vergessen.

Die Fotos mussten an vielen Wänden gehangen haben, denn die Ecken waren ausgefranst und mit vielen kleinen Löchern gespickt. Inspector Halstead drehte eines um und zeigte darauf. »Erkennen Sie das?«

Scheiße. Es war ein Foto von mir als kleines Mädchen. Ich stehe neben dem Planschbecken in Camoys Hall, in einem blauen Badeanzug mit einem weißen Röckchen, und winke mit einer kleinen, roten Schaufel.

»Das bin ich. Da war ich ungefähr zwei. Joan - Miss Draycott - hat das gleiche Bild.«

»Und das hier?«

Das zweite war eine Schwarzweißaufnahme. Meine Eltern. Es sah aus wie eins dieser Portraits, die mein Vater immer für die Weihnachtskarten machen ließ. Meine Mutter sitzt, und mein Vater steht hinter ihr, eine Hand auf ihrer Schulter. Sie lächelt, aber es wirkt unnatürlich, und ihre Beine stehen so komisch unter dem Stuhl, mit gekreuzten Knöcheln, als hätte sie jemand so angeordnet. Sie trägt einen hellen Mantel mit dicken, schwarzen Knöpfen und um den Hals einen schwarzen Pelzkragen, in dem sie aussieht wie ein Harlekin in einem altmodischen Varieté. Er hat einen dunklen Anzug an, ein gut aussehender, schillernder Mann. Mein Vater war wie Marilyn Monroe. Er konnte sein Lächeln an- und abstellen, ganz nach Belieben.

»Das habe ich noch nie gesehen, aber es sind meine Eltern.«

»Und das?« Er drehte das dritte Foto um.

Es war eine Aufnahme von mir, mitten in einer Gruppe von Menschen auf einer Party. Nicht mit meiner Kamera aufgenommen, weil ich keine besitze. Normalerweise gehe ich, wenn die Leute anfangen, mit ihren Fotoapparaten herumzuwedeln, teilweise, weil man nie weiß, wo die Negative landen, und teilweise, weil ich nicht verstehe, warum die Leute immer panisch alles fotografieren müssen, so als wäre es nicht wirklich geschehen, wenn nicht stapelweise Fotos da wären, die in irgendeinem Album vergammeln. Ich erinnere mich daran, wie das Foto gemacht wurde, weil ich normalerweise eine Kamera auf fünfzig Schritte Entfernung rieche, und das war eine der

wenigen Gelegenheiten, wo ich es nicht gemerkt hatte, bis es zu spät war. Es ist verwackelt, und meine Augen sind zwei rote Punkte. Wer auch immer das Foto gemacht hat, muss ziemlich besoffen gewesen sein.

»Das war letzte Weihnachten. Wenn die Frau da drin wirklich meine Mutter ist, verstehe ich nicht, wie sie an das Foto gekommen ist.«

»Wissen Sie noch, wer es gemacht hat?«

»Irgendjemand auf einer Party. Ich kannte ihn nicht.«

»Wer hat die Party gegeben?«

»Ein Freund von mir. Tony Hepworth. Aber ich verstehe nicht -«

»Sind Sie sicher, dass Ihre Mutter - oder jemand, der sich Ihre Mutter nannte - nie versucht hat, Kontakt mit Ihnen aufzunehmen?«

»Ja. Wir dachten alle, sie sei tot. Das wissen Sie doch. Jeder dachte, sie sei tot. Auch die Polizei hielt sie für tot. Es gab eine Trauerfeier. In der Kirche in Camoys Hall hängt eine Gedenktafel für sie. Mein Vater hat wieder geheiratet, Herrgott noch mal. Oh Gott, sie ist es, oder?« Ich spürte, wie mir der Tee hochkam, und einen Augenblick lang dachte ich, ich müsste mich übergeben, aber es gelang mir, den Brechreiz zu unterdrücken.

»Ich muss sie mir wohl noch mal ansehen, oder?«

»Würden Sie das tun?«

Er schrie seine Begeisterung zwar nicht heraus, aber ich sah ihm an, dass er zufrieden war, obwohl er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen.

»Ich konnte ihre Augen nicht sehen. Sie hatte einen braunen Fleck in einem Auge. Eigentlich sind sie grün, aber eines hatte einen kleinen braunen Fleck. Wir haben immer Zyklop gespielt - Sie wissen schon, dieses Spiel, wo man sich mit den Gesichtern immer näher kommt, bis man nur noch ein Auge sieht -, und da habe ich den Fleck jedes Mal gesehen. Sie nannte es immer ihr Muttermal. Wenn ich den sehe, weiß ich, dass sie es ist.«

Inspector Halstead sagte, er würde sehen, was er tun könne, und ließ mich mit einem der Beamten zurück. Mir war wieder schlecht. Ich schaute auf den Zuckerrest in der Teetasse und versuchte, nicht daran zu denken, dass sie ihr die Augen aufmachen mussten. Immer wieder sah ich dieses Bild vor mir, wie der Pathologe mit Zangen oder Klemmen ihre Lider auseinander reißt. Inspector Halstead kam zurück und holte mich. Die Augen schienen mich direkt anzuschauen. Die gallertartige Oberfläche - keine Ahnung, wie man das nennt - war irgendwie erstarrt. Die Augen waren stumpf und glänzten gleichzeitig, wie halb fertiges Gelee. Aber der braune Fleck war da. Ich würde ihn überall erkennen.

»Ja«, sagte ich. »Das ist meine Mutter.«

Kapitel 3

Zu Hause setzte ich mich erst mal eine Weile aufs Sofa. Dann legte ich einen Film ein, *Grease*. Ich wollte ihn gar nicht ansehen – ja, ich wusste nicht einmal, dass ich ihn besaß. Es war einfach der Erstbeste, der mir in die Hände fiel, als ich den Schrank aufmachte. Mum war achtundvierzig, als sie starb. Ich habe es ausgerechnet. Ich bin jetzt so alt, wie sie war, als sie entführt wurde. Als alle dachten, sie sei tot. Als ich achtundzwanzig wurde, dachte ich, wenn ich neunundzwanzig werde, bin ich älter, als sie je war. Aber so ist es nicht mehr. Weil sie noch zwanzig Jahre gelebt hat, ohne es mir zu sagen.

Die beiden Uniformierten brachten mich nach Hause. Sie fragten mich, ob es jemanden gebe, der bei mir sein könne, aber ich erklärte ihnen, dass ich allein sein wolle. Ich fragte Inspector Halstead, wie meine Mutter gestorben war, doch er sagte, sie müssten erst ein paar Tests machen und würden mich benachrichtigen, wenn sie mehr wüssten. Ich bat ihn, mich zu warnen, bevor er die Presse informierte. Ich wollte nur vierundzwanzig Stunden, mehr nicht. Um vor ihnen in Camoys Hall zu sein. Ich musste mit Joan sprechen. Was ist nur los bei ihr?, dachte ich. Warum hat sie mich nicht angerufen?

Ich beschloss, nicht darüber nachzudenken. Ich spulte den Film zurück und sah ihn noch einmal von vorne an, weil ich überhaupt nicht aufgepasst hatte, aber das zweite Mal war auch nicht besser. Wenn jemand stirbt, dann gibt man doch die Kleider an Wohltätigkeitsorganisationen. Das haben wir jedenfalls nach Angelas Tod getan. Sie hatte Krebs. Mein Vater hat die Krankenhauskosten bezahlt, sie

aber nie besucht. Er hasste kranke Menschen. Kranke und Verrückte machten ihm Angst. Er fürchtete immer, sich anzustecken. Angela besaß Unmengen luftige, fließende Kaftane und Djellabas, und Joan gab sie alle in die Wäscherei oder Reinigung und packte sie anschließend mit Seidenpapier in Koffer. Eines Abends brachten wir sie nach Cambridge und stellten sie vor die Tür des Sue-Ryder-Shops, weil Joan sich nicht traute, hineinzugehen und sie persönlich abzugeben. Joan schenkte ihnen sogar Angelas Pelzmantel. Es war einer dieser Geschlitzten von Fendi. Wenn Mum mir nur gesagt hätte, wo sie ist, hätte ich ihr den Mantel schicken können. Oder das Geld, um einen Mantel zu kaufen. Sie hätte bei mir wohnen können. Als sie im Leichenschauhaus lag, hatte sie ein blaues T-Shirt an, von dem ich nur die obere Hälfte sehen konnte. Ich weiß nicht, was für Kleider sie noch hatte. Inspector Halstead sagte, ich könne die Tüten mit ihren Sachen haben, wenn das Labor sie nicht mehr braucht, dann werde ich es wissen. Ich hätte ihr helfen können. Wenn sie zu mir gekommen wäre, hätte ich ihr geholfen.

Sie liebte Kleider. Ich habe viele Fotos von ihr aus der Zeit, als sie als Model gearbeitet hat, aber mein Lieblingsfoto stammt aus einem Artikel in *Harper's. English Roses* hieß er. Das Foto war eine Woche vor der Hochzeit mit meinem Vater gemacht worden – es ist das letzte Foto von ihr als Model. Sie sieht ein bisschen so aus wie die Mädchen in dieser Serie über den Jet-Set in *Country Life*, nur dass diese Mädchen schön sind. Es ist eine riesige Nahaufnahme vom Gesicht meiner Mutter über eine ganze Doppelseite.

Alles an ihr strahlt – das lange, glatte rotblonde Haar, die hohen Wangenknochen, die Pfirsichhaut mit einem winzigen Anflug von zimtfarbenen Sommersprossen auf der Nase. Ihre Augen sind riesig, mandelförmig und stehen leicht schräg. Sie sind leuchtend grün, bis auf den braunen

Fleck. Man sieht nicht, dass er braun ist, weil sie ihr Gesicht so ausgeleuchtet haben, dass er golden wirkt.

Jeder sagte, dass Mum schön war, sogar Angela, aber sie selbst fand das nicht. Wenn sie mit meinem Vater am Abend ausgehen sollte, saß sie stundenlang an ihrem Frisiertisch und schminkte sich. Ich habe ihr immer zugeschaut. Wenn sie fertig war - umwerfend schön -, legte sie ihren Schmuck an, drehte sich zu mir um und fragte: »Wie sehe ich aus?« Ich wusste nie, was ich sagen sollte - ich saß da und hätte sie *ewig* anschauen können. Jedes Mal versicherte ich ihr, dass sie wunderschön aussähe, aber sie ging geradewegs zurück zum Spiegel und begann, sich die Augen mit Cold Cream abzureiben, damit sie wieder von vorne anfangen konnte. Sie machte das fünf- oder sechsmal, ehe sie zufrieden war. Meistens verließ sie den Frisiertisch nur, weil mein Vater jemanden heraufschickte, um sie zu holen. Ich dachte immer, sie schminke sich noch mal, weil ich nicht das Richtige gesagt hatte, aber das war es nicht. Es schien fast so, als sähe sie etwas Hässliches, wenn sie in den Spiegel schaute.

Irgendjemand hat mir mal gesagt, dass Rothaarige eine dünnere Haut als andere Menschen haben. Das stimmt nicht, aber wenn Sie meine Mutter gesehen hätten, hätten Sie es geglaubt. Das war zum Teil das Problem, als ich ihre Leiche sah - ihr Gesicht war nicht hässlich oder verunstaltet, obwohl es nicht so aussah wie in meiner Erinnerung, nein - ihre *Haut* war. so anders. Sie sah so teigig und dick aus. Vielleicht sieht die Haut von Toten immer so grob aus, keine Ahnung, ich habe vorher noch nie eine Leiche gesehen. Ich weiß, das klingt schrecklich, aber ihre Haut war eher wie meine. Ich habe zwar ihre Haare, die Sommersprossen und die schlanke Figur von ihr geerbt, aber meine Haut sieht immer stumpf aus, so als würde ich mich nicht genug waschen. Und ich habe Pickel. Mum hatte wahrscheinlich in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Pickel, aber ich kriege immer noch welche,

obwohl ich fast dreißig bin. Nicht so kleine Krusten, wie auf einer dünnen Pizza, einfach große, dicke Dinger. Ich habe schon ein Vermögen für Hautcremes ausgegeben, aber mit diesen Pickeln und meinen ungelungen Armen und Beinen sehe ich sowieso immer aus, als wäre ich ein Opfer der Beulenpest.

Oh Gott ... Ich schaltete den Fernseher ab und rollte mich mit dem Gesicht zur Wand auf dem Sofa zusammen. Warum hatte sie keinen Kontakt zu mir aufgenommen? Mein Name stand in ihrem Adressbuch. Sie hatte sogar dazugeschrieben, dass ich ihre Tochter bin. Sie hätte doch einen Brief schreiben können. Herrgott noch mal, so schwer konnte das nicht gewesen sein. Sogar die Adresse von Camoys Hall stand in dem Buch – es hätte sie nicht umgebracht, einen Brief zu schreiben. Aber sie hat es nicht einmal *versucht*. Sie ist einfach gegangen, um ihr eigenes Leben zu führen, und hat mich mit *ihm* allein gelassen. Sie muss Freunde gehabt haben. Verdammt, da draußen läuft wahrscheinlich eine Horde besoffener Penner herum, die mehr über meine Mutter weiß als ich. Die Polizei weiß mehr als ich. Jeder weiß mehr als ich. Warum konnte sie nicht einfach all die Jahre tot gewesen sein, so wie wir alle dachten?

Ich wusste nicht, was ich von der ganzen Geschichte halten sollte. Verdammt, was würden Sie davon halten? Versuchen Sie gar nicht erst, das zu beantworten, weil man es nicht kann. Ich kann es jedenfalls nicht. Doch – ich kann es. Ich kann genau sagen, wie ich mich gefühlt habe. Ich hasste sie. Ich hasste sie *wirklich*. Ich war durcheinander, aber mehr noch ... ich war einfach schrecklich *wütend*, nicht nur auf meine Mutter, auch auf mich selbst ... auf jeden. Weil es passiert war.

Kapitel 4

Joan ging nicht ans Telefon, deshalb beschloss ich, nach Camoys Hall zu fahren. Ich rief zuerst im Büro an, um ein paar Tage frei zu nehmen. Ich bin Redakteurin – na ja, so nennt man das zwar, aber eigentlich bin ich mehr Stylistin. Bei einem Magazin für Inneneinrichtung. Mein Freund Tony glaubt, dass ich den ganzen Tag nur Stoffe über irgendwelche Sachen drapiere und mit Kissen um mich werfe. Ein bisschen mehr tue ich schon – nicht viel, aber ein bisschen. Mir gefällt es jedenfalls. Und ich bin gut. Ich meine, ich habe den Job bekommen, weil ich gut bin, nicht wegen meines Namens. Na schön, es hat nur ein paar Monate gedauert, bis Mark zwei und zwei zusammengezählt hatte, aber er hat *mich* zuerst kennen gelernt, Sie verstehen, was ich meine. Mark war verärgert, weil ich ihn zu Hause anrief, und stocksauer, als ich ihm sagte, dass ich Urlaub brauchte.

»Eine Familienangelegenheit?«

»Ich fürchte, ja. Es tut mir wirklich Leid, aber ich muss mich darum kümmern.«

»Wir kommen schon zurecht, aber ruf mich an, wenn du mehr Zeit brauchst, okay? Ich wüsste es lieber heute als morgen.«

»Danke, Mark.«

»Schon in Ordnung. Aber ruf mich an, ja?«

»Versprochen. Tschüs.«

Auf der Fahrt versuchte ich, mir die ganze Zeit vorzugaukeln, dass ich den Job behalten würde, wenn die

Presse von der Geschichte mit meiner Mutter Wind bekam, aber ich wusste, dass das nicht stimmte. Sie würden es mir unmöglich machen, mein Leben zu leben – ich würde meine Wohnung nicht verlassen können, sie würden mich im Büro belästigen ... Was sollte ich tun? Ausgerechnet jetzt musste das passieren, wo ich anfang, mir ein eigenes Leben aufzubauen. Es bedeutet mir so viel, mein eigenes Geld zu verdienen. Es bedeutet, dass ich auf eigenen Füßen stehen kann, mein eigener Herr bin. Und ich hatte es beinahe geschafft, beinahe ...

Was für eine Ironie, dass meine Mutter und ich beide versuchten, unser eigenes Leben zu leben. Dachte sie auch, sie wäre frei gewesen? Wollte sie auch alles aus eigener Kraft schaffen? Nur dass auf ihr Konto nicht all die Jahre Geld von meinem Vater floss, um dafür zu sorgen, dass sie niemals unabhängig wäre.

Plötzlich ertappte ich mich dabei, wie ich an etwas dachte, das mir große Sorgen bereitet hatte, als ich klein war – obwohl ich schließlich aufhörte, darüber nachzudenken, weil es mir so unwahrscheinlich erschien. Es war Folgendes: Ich dachte immer, ich hätte die Kidnapper mal gesehen. Ehe sie meine Mutter entführten, natürlich. Es muss ungefähr ein Jahr davor gewesen sein, als ich sieben war. Es klingt absurd, aber ich bin mir sicher, dass Mum und ich in ihrem Haus waren. Ich durfte nicht zu dem Prozess gehen, deshalb habe ich die Entführer nie leibhaftig gesehen, aber die Zeitungen veröffentlichten hinterher Fotos, und darauf sahen sie aus wie diese Leute, nur mit anderen Frisuren.

Ich habe das nie irgendjemandem erzählt. Es schien so lächerlich zu glauben, dass sie die Kidnapper sein könnten, zumal sie die einzigen wie Studenten aussehenden Leute waren, die ich je getroffen hatte – und man muss zugeben, dass die Studenten in den siebziger Jahren sich alle ziemlich ähnelten. Und aus meiner Sicht erst recht, mit meinen kurzsichtigen Augen, vor denen selbst in der Nähe

alles verschwamm. Als Kind durfte ich nie eine Brille tragen, weil Mum irgendwo gelesen hatte, dass die Augen dann faul werden, also hatte ich immer Kopfschmerzen, weil ich ständig blinzeln musste, um etwas zu erkennen. Mein Vater weigerte sich einfach, das Problem überhaupt wahrzunehmen. Jedes Mal, wenn er mich sah, sagte er nur: »Mach nicht so ein blödes Gesicht.«

Nach einer Weile entschied ich bei mir, dass die Studenten nicht die Kidnapper sein konnten, dass ich es mir ausgedacht oder geträumt hatte. Dann fuhr ich vor ein paar Monaten zufällig an der Straße vorbei, in der meiner Meinung nach ihr Haus gewesen war. Es ist im Norden Londons, in der Nähe von Muswell Hill. Ich erinnerte mich an ein viktorianisches freistehendes Haus, an dem die Farbe abblätterte. Ein paar Stufen führten zur Haustür hinauf, und es gab einen großen Vorgarten voller Unkraut. Die Häuser hier waren zwar viktorianisch, aber es waren Reihenhäuser, und zwar ziemlich kleine – ohne Stufen oder Vorgärten. Wahrscheinlich war es die falsche Straße.

Ich versuchte, mich daran zu erinnern, warum Mum und ich in diesem Teil der Stadt gewesen waren, und das Einzige, was mir einfiel, war die Sehschule. Wegen meines Schielens. Jedes Mal, wenn wir in unserem Londoner Haus waren, ging Mum mit mir zu dieser älteren Frau, die in Muswell Hill wohnte und die nach der so genannten Bates-Methode arbeitete. Ich musste immer auf den Fußballen hin und her schaukeln und einem Stock mit bunten Nägeln zuzwinkern. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich diese Stunden besucht habe, aber genützt haben sie nichts.

Wir haben die Entführer wegen einer Katze kennen gelernt. Mum fuhr die Hauptstraße entlang, und sie rannte direkt vor uns über die Straße. Wir hörten nichts, aber das Auto muss sie getroffen haben, denn als wir anhielten, lag sie am Straßenrand, als wäre sie durch den Aufprall dorthin geschleudert worden. Mum und ich beugten uns über das Tier, um herauszufinden, ob es noch lebte, als ein

Mann neben uns auftauchte. Er kam nicht aus dem Haus, er kam vorbei und sah uns. Mum hatte ihn nicht gerufen oder ihm zugewunken, aber er überquerte die Straße und hockte sich neben die Katze.

»Es tut mir Leid, gehört sie Ihnen?«, fragte Mum.

»Hab sie noch nie gesehen.«

»Haben Sie ein Telefon? Ich muss einen Tierarzt anrufen.«

»Ja. Gut.«

Er sah ganz normal aus. Er hatte schwarze, schulterlange Haare und trug eine schmutzige Jeans und ein braunes Polohemd. Ich glaube, er könnte derjenige gewesen sein, den sie Steven Moody nannten.

Die Katze war total verängstigt. Sie rührte sich nicht, aber ihre Flanken hoben und senkten sich, und sie hechelte mit offenem Mund wie ein Hund.

»Glauben Sie, wir dürfen sie bewegen?«, fragte Mum.

»Oh, ja«, sagte er. »Sie können sie doch nicht einfach hier liegen lassen.«

Das weiß ich noch, weil Mum ja gar nicht gesagt hatte, dass wir abhauen und die Katze da liegen lassen wollten, sie hatte nur gefragt, ob wir sie bewegen dürften, doch jetzt klang es, als hätten wir vor, sie im Stich zu lassen. Es war, als hätte er plötzlich das Sagen, und Mum fand sich damit ab. Das tat sie oft – sich anderen Menschen unterordnen.

»Na dann los«, sagte der Mann und hob die Katze hoch.

Wir folgten ihm die Straße hinunter in das Haus. Die Entführer wohnten im ersten Stock. Der Treppenabsatz war ihr Flur. Ich dachte, es gäbe auf jeder Seite ein Zimmer, aber als ich das Haus wieder sah, wirkte es dafür zu klein. Im Flur stand eine Schaufensterpuppe. Sie hatte eine Soldatenuniform an und einen Helm auf dem Kopf. Auf dem Boden, zu Füßen der Puppe, stapelten sich Telefonbücher, und der Mann, Steven Moody, setzte die